

Presseartikel zu Jayne-Ann Igel

Inhalt

Zu «Unerlaubte Entfernung»

- 2 Sächsische Zeitung, 4. Dezember 2004 (Zur Lesung von Jayne-Ann Igel)
- 3 Bernd Kempker, WDR3 open WortLaut, 20. Januar 2005
- 4 Li Lien, Sax. März 2005
- 5 Rainer G. Schmidt, Saarländischer Rundfunk II Kulturradio, 16. April 2005
- 7 Katrin Ernst, Leipziger Volkszeitung, 30. Mai 2005

Zu «Traumwache»

- 8 [ungezeichnet], Freies Radio Hamburg, Loretta's Leselampe, 3. März 2006
 - 10 Dorothea Dieckmann, Neue Zürcher Zeitung, 29. April 2006
 - 12 Michael Braun, Frankfurter Rundschau, 4. Juli 2006
 - 14 Dorothea Dieckmann, DeutschlandRadio, 16. Oktober 2006
 - 16 Michael Braun, Freitag 3, 19. Januar 2007

 - 18 Hanne Kulesa, Laudatio auf Jayne-Ann Igel, Deutsche Schillerstiftung von 1859
-

Auch so ist Leben

Premiere: Jayne-Ann Igel liest in Dresden erstmals aus ihrem Buch «Unerlaubte Entfernung».

Jayne-Ann Igel beschreibt den Icherzähler ihrer Erzählung «Unerlaubte Entfernung» als einen «eigenartigen Zeitgenossen». Ihr Buch über dessen Leben am Ende der Schulzeit, in Lehre und Wehrdienst Anfang der 70er Jahre, aus dem sie am Donnerstag in der Buchhandlung im Kunsthof zum ersten Mal las, erinnert mit seinen DDR-typischen Begriffen und Eigennamen an die zahlreich erschienenen Erinnerungsbücher. Doch anders als diese ist der 90-seitige Text die nüchtern, aber präzise formulierte Chronik einer Veränderung mit offenem Ausgang. Die innere wie äußerliche unerlaubte Entfernung geschehe vielerorts, mitunter ohne eigene Erlaubnis, so die 50-jährige Autorin zu ihrem Buch, sei heute aber nur noch selten strafbar.

Das Erwachsenwerden des Erzählers im unschwer als Leipzig zu erkennenden Heimatort (zugleich Geburtsort der Autorin), seine ersten eigenen Wege durch eine von Konditionalsätzen erziehungsberechtigter Personen geprägte Jugend sind trotz des unstillbaren Durstes auf das Leben vor allem von Schwitzen und Schweigen bestimmt. Orte sind ein maßgeblicher Orientierungspunkt für den orientierungslosen jungen Mann. Jayne-Ann Igel beschreibt mit ebensolcher Genauigkeit namenlose Mecklenburger Seen oder die Gegend zwischen Ruhland und Ortrand.

In einer stark verdichteten, präzise beobachtenden Sprache, sorgfältig gesetzt wie ein Schritt nach dem anderen, wirkt die Erzählung wie ein erstes, vorsichtiges Aussprechen lange verschütteter Erinnerungen. Nach «Fahrwasser», einer Biografie in Ansätzen, ermöglicht Jayne-Ann Igel damit Jahre später erneut literarischen Einblick in ein auf gleichzeitig behutsame und doch schonungslose Art gelebtes Leben. Die Autorin hat bereits mehrere Gedichtbände vorgelegt und sich besonders um das Dresdner FrauenStadtArchiv verdient gemacht.

zu: Unerlaubte Entfernung

In langen, verschachtelten Sätzen passt sich der Roman den Suchbewegungen des jungen Mannes an, seine hypnotischen Wahrnehmungen drohen von allem und jedem verschluckt zu werden. Gleise, die immer tiefer in Endmoränenlandschaftsgemälde verschwinden oder zentrifugale Altstadtgässchen wirken auf einen Helden, der bei allen Bewegungen nach aussen immer noch weniger fremd in der Gesellschaft bleibt, als in seiner eigenen Haut. Negativer Tropismus lautet die Diagnose, mit stetem Schweißfluß vom ersten bis zum letzten Satz, ein nicht zu bändigendes inneres Gewässer und Gesicker begleitet das Ich, ein latente hormonelle Drüsenüberfunktion, Übergangszeit, zunehmend klebt es und schwitzt und fleckt. – Und schlägt man das Buch zu, glücklich den immer amorpher und teichiger werdenden Sätzen und Wahrnehmungen entronnen, dann ist da die Verwunderung, wie dieses federleichte 99-Seiten Büchlein eine solche maßlose Sogwirkung entfalten konnte.

Ursächlich verantwortlich, möglicherweise, ist nicht nur der über Jahrzehnte gewachsene Sprachkosmos der Dichterin Jayne-Ann Igel, sondern dass die Erzählung «Unerlaubte Entfernung» mit allen Poren von etwas spricht, das er verschweigt.

Li Lien, Sax. März 2005

Drinnen und draußen

Eine neue Erzählung von Jayne-Ann Igel

Jayne-Ann Igel, 1954 in Leipzig geboren, absolvierte eine Bibliothekstechnikerlehre und studierte mehrere Semester Theologie. Sie lebt heute als freie Schriftstellerin in Klotzsche am Stadtrand Dresdens. Ihr seit 1989 publiziertes Werk umfasst drei Gedichtbände, Text-Photo-Collagen und zwei größere Prosaveröffentlichungen. In einem der frühen lyrischen Protokolle der Autorin (Poesiealbum 259) finden sich diese Zeilen: «wir können nur uns selbst erwarten, an den Türen lehnen & die Zimmerwärme auf die Straße springen lassen, vielleicht lockt dies jemanden an ...», und (wir schreiben das Jahr 1981) der durchaus provokante Titel des Gedichts verkündet voller Ernüchterung: «Außerhalb von uns selbst gibt es keinen sicheren Ort mehr». Nun, geballte drei Jahrzehnte später, in einem schier bis zur Unkenntlichkeit veränderten Außerhalb, schickt Jayne-Ann Igel sich an, in einem großen inneren Monolog das nur scheinbar sichere Drinnen auszuloten. Als ein Gefäß «zum bersten voll, angefüllt mit Worten, Projekten» empfindet sich anfangs der Ich-Erzähler; als einer aber auch, der weiß, dass er «nicht rund läuft», sondern «übern Onkel», der, eigentlich auf Näherung aus und bedacht, zum Flüchtling wird, der sich entfernt, erlaubt und unerlaubt, vom Zuhause, von den Anderen, die die Hölle sind und schließlich von sich selbst. Lapidar und verknüpft wird berichtet vom Dasein des unheldischen Außenseiters wider Willen in Zeiten des Klassenkampfes und der Ernteschlachten, vom Einzelnen, Vereinzelten, nahe der Vorlaufspur und doch immer daneben und gerade mal «gut» genug, um «beim Morgenappell in der zweiten oder dritten Reihe» zu stehen.

«Unerlaubte Entfernung», so der dem verquastesten Sprachschatz der bewaffneten Organe aller Länder entlehnte Titel der bislang wohl gelungensten Prosaarbeit der Autorin, die sich mit diesem Text nach längerem Schweigen eindrucksvoll zurückmeldet, überzeugt vor allem durch erzählerische Intensität, eine (von lässlichen Schnitzern abgesehen) klare, nachhaltig bildhafte Sprache und durch die wohltuende völlige Abwesenheit von Larmoyanz, und sie sollte nicht (was nach erster flüchtiger Lektüre begleitender Online-Texte zu befürchten steht) als vordergründig politisch motivierte «Abrechnung», mit wem oder was auch immer, verstanden werden.

Jayne-Ann Igel: Unerlaubte Entfernung

Die 1954 in Leipzig geborene Jayne-Ann Igel lebt in Dresden. Nach einer Bibliothekslehre und einem Theologiestudium Beginn der schriftstellerischen Arbeit. 1989 erschien der Gedichtband «Das Geschlecht der Häuser gebar mir fremde Orte»; 1991 «Fahrwasser». «Eine innere biographie in ansätzen».

Jayne-Ann Igels Prosa beginnt mit einem Doppelpunkt, einziges Zeichen in der ersten Zeile. Darunter, in der nächsten, setzt sich die Punktierung fort, im Tüpfelchen eines (kleinen) «i», das den Satz eröffnet: «in meiner gegenwart vermochten andere nur stumm zu sein.» Hier spricht ein b., männliches Wesen, und zeichnet seine stets aus dem Ruder laufende Entwicklungsgeschichte nach, die sich im «realsozialistischen» Ambiente der damaligen DDR abspielte. Ein Bursche der «nicht rund läuft», wie es in der Diktion der anderen heißt. Zwar gesteht er sich selbst ein großes Potential an Projekten und Träumen zu, sieht sich als «ein gefäß, zum bersten voll», dem aber ein ständiges Versickern droht, so daß die Vorhaben eher verwirkt als verwirklicht werden. Auf der körperlichen Ebene äußert sich dieses Versickern durch einen beständigen Schweißfluß. Dieses Wesen, das besten Willens ist, durchläuft die Stationen von Familie, Schule, Lehre, Militär in der gleichen entgleisenden Weise. «Es (das leben, das geschick) hatte mich (...) jener minderheit zugeschlagen, die sich an den *wortlaut von verlautbarungen* zu halten vermochte, ihn als realität einforderte.» So verfängt sich b. unweigerlich im «gestrüpp der regeln», der Ideologien, Gesetze, Sätze, Wortungetüme des sozialistischen Alltags. Im Sperrdruck erscheinend, erweisen sie sich als wahre Sperren des Lebens, zwischen denen ein Spießbrutenlauf, ein Eiertanz zu absolvieren ist: «staatliche *eiererfassungsstelle*», «*massenorganisation*», «*singleclub*», «*titeldruckstelle*», «*poetensprechstunde*.» Diesem absurden Realitätsprogramm kann nur mit Desinteresse, Abwesenheit begegnet werden. Die Geschichte einer Auswanderung, eines «ausbruchs», beginnt und führt zu jener *Unerlaubten Entfernung* (von der Truppe): «durch die undichte stelle im zaun».

In einer Industriebrache, die von «*tagebaurestlöchern*» verunstaltet ist, ein einziger «*abraum*» sind die Projekte des b. selbst dem schleichenden Prozeß einer Abräumung ausgesetzt, werden in ein Nirwana verschoben: «Niemals ankommen in der gegenwart, wirklichkeit, niemals im *eigentlichen* leben, das hatte immer woanders statt.» b. ist ein Fremdkörper in dem, was ihm als Heimat, als Haus aufgeben ist. «Hausaufgabe» hieß auch der Text, den ich Jayne-Ann Igel vor einigen Jahren im Literarischen Colloquium in Berlin vortragen hörte. Dabei wurde mit der dreifachen Bedeutung des Wortes gespielt; vom herkömmlichen Sinn einer schulischen Anforderung zweigt sich eine neue Doppeldeutigkeit ab, nimmt man die beiden Teilwörter wortwörtlich: das Haus, das selbst als Aufgabe gestellt ist, und das Haus, das aufgegeben wird, vielleicht, weil die Aufgabe nicht mehr bewältigt wurde. Wie in «Unerlaubte Entfernung», wo ein Sinn-, ein Lebenszusammenhang aufgegeben wird. «Die Legende von einem, der *ausgezogen* war» erzählt von jemandem, der durch ein Übermaß von Sinn ins Straucheln gerät und ins Fremdsein wechselt, auf die andere Seite. «Das Geschlecht der Häuser gebar mir fremde Orte» hieß ein früherer Band der Autorin. Und dieser Titel macht deutlich, daß «Haus» nicht nur als ein Ort möglicher äußerer Geborgenheit zu verstehen ist, sondern auch den Körper meint, mit seinen heiklen, «undichten» Stellen und mit der größten Wunde, der des Geschlechts. Und es soll hier nicht verschwiegen werden, daß die Autorin als Bernd geboren wurde und auch als solcher erste Texte veröffentlichte. Blickt sie in «Unerlaubte Entfernung» zurück auf die Geschichte eines doppelt fremd gewordenen Vorlebens in Gestalt jenes b.? b., der den Durchschlupf fand, sich zu uns, den Lesern, durchschlug, vielleicht durch jene Dreifachpunktierung des Beginns durchsickernd, Punktierung, die auch Perforation sein kann? Doch soll hier nichts auf einen einfachen biographischen Nenner gebracht werden, was auf der Ebene des Textes seine eigene Wirklichkeit entfaltet. Das würde

eine neue Sperrung bedeuten, die Eindeutigkeit einer Zuweisung, die ja gerade permanent durchbrochen wird. Eine exemplarische negative Bildungsgeschichte, die uns fortwährend der Möglichkeit der Selbstvergewisserung beraubt. Wir werden durch diesen Text hindurch gesiebt und aufmerksam gemacht auf unsere eigenen Ambivalenzen und Fremdheiten. Ein Verlust an Orientierung, der auf uns übergreifen, uns verwandeln kann. «Die Kunst zu straucheln», wäre das nicht eine neue Wendung, um den Blockaden durch die Wände der Realität zu entgehen?

Freilich gab es für jenen b. auch Zwischenstrecken, noch nicht von forderndem Sinn überformt, es gab die Saumseligkeiten der Fahrradfahrten zwischen *ruhland* und *ortrand*, die Träumereien, die Vorstellungen vom Schreiben, die den Wirklichkeitsrand immer weiter verschoben. Wir können von Glück sagen, daß wir solch eine seltene Träumerin des Textes und der eigenen Geschichte haben. «Diese *stille beschäftigung*, die ich schon frühzeitig gelernt, geübt, die mich wiederholt auf abwege gebracht, abgetrieben haben mußte von der bahn...»

Ankommen in der Fremde und beim Ich

Zuerst gleitet ein merkwürdig nebulöses Subjekt durch eine karge Abraumlandschaft. Es fährt Fahrrad, besteigt Vorortzüge, hantiert mit Grubenlampen, beäugt bonbonfarbene Eisbecher, besucht alte Tanten, hört auf das listige Kichern, das aus den Winkeln der dumpf daliegenden Kleinstadt dringt, kehrt an den Rand der Halde zurück ... und verschwindet darin. – Jayne-Ann Igel, seit langem Geheimtipp unter den ostdeutschen Lyrikern, hat nun eine Erzählung vorgelegt, deren in sonderbarer Schwebel verharrende Handlung man so zusammenfassen könnte.

«Unerlaubte Entfernung» heißt das Prosastück, an dem sich die Geistesverwandtschaft der Dresdnerin, die am 17. Juni im Frauenkultur e. V. liest, zu ihrem einstigen Weggefährten Wolfgang Hilbig deutlich zeigt. Jedoch: Vom Plagiat ist Igel weit entfernt. So atmosphärisch, dicht und geheimnisumwittert der Text sich präsentiert, so still und zerbrechlich wirkt er. Die vieldeutige Geschichte um eine Erwachsenwerdung in der DDR setzt sich aus spotartigen, gespenstisch anmutenden Bildern zusammen. Gläsern, spröde, kristallin. Das ist die Stimme der Autorin, die 1954 als Bernd Igel geboren wurde und seit 1990 eine Frau ist. Sie entfaltet ein Szenario von dunkler, bedrohlicher Schönheit; der Ich-Erzähler verwandelt sich von Zeit zu Zeit in eine Figur des Geschehens, spricht von sich in der dritten Person und eröffnet so einen kühl erfassenden Blick.

Durch die seltsam gebrochene Perspektive hindurch überlagern sich nun stetig Bilder von Provinz und Großstadt; Nebelhaftes und Knöchernes, Poesie und Prosa, Innen und Außen greifen ineinander und kreisen die alte Frage des Unbehaustseins ein.

Mit der Sehnsucht nach Zugehörigkeit bleibt der Erzähler, dieses körper- und namenlose Geschöpf, das nur aus Stimme zu bestehen scheint, stiller Beobachter des Lebensvollzugs: Weder im mächtigen Gemäuer der Deutschen Bücherei, in dessen Katalogsälen und Magazingeschossen er anfangs eine Bibliothekslehre durchläuft, noch anderswo kann er Fuß fassen. Später versucht er, sich durch die deutsch-polnischen Grenzwälder zu arbeiten. Am Ende der Geschichte wird er im Armeealltag förmlich zu sich selbst getrieben. Ein «Final Countdown» ist das vielleicht nicht, aber doch so etwas Ähnliches, wiederum durch Traumsequenzen aufgefangen.

Der Schluss deutet an: Das Ankommen in der Fremde hat stattgefunden. So wie Igel bei sich angekommen ist.

«Traumwache» von Jayne-Ann Igel

Mit Büchern über Träume können Leser durchaus schlechte Erfahrungen machen. Traumerzählungen neigen dazu, unvermittelt ausgestellt zu sein und dennoch abgedichtet... Ganz anders dieses Buch. Sein Titel «Traumwache» – darin stecken Traum, Wachen, Bewachen – da wird nicht nur geträumt, sondern der Traum als eine Schärfung des Verstandes, des wachen Bewußtseins begriffen und ausformuliert. Der Traum als eine Wachheit, oder das Erwachen durch einen Traum.

«... *aus dem traum erstirbt man in die wachheit*, das bewußtsein des wachwirklich-endlichen, abgeschlossenen, während raum und handlung des traumes ein ungefähres, offenes, mäanderndes *wirkliches* bilden, ein sich wandelndes, stetig (außer im *stockenden* alptraum) perspektiven eröffnendes geschehen, einen immateriellen *wechsel*, ausgestellt auf die wirklichkeit, die wachheit des schlafs ...»

Die Autorin erwartet von Träumen, daß sie ihr etwas zeigen, was der Wirklichkeit eignet, was in ihr latent ist, aber noch ungesehen und unentdeckt. Der Traum setze reale Orte und Personen in Anführungszeichen, knüpfe andere Verbindungen zwischen ihnen und weise damit auf Zusammenhänge, welche man so hätte nicht denken können. Träumend könne so das Reale neu erfahren und begriffen werden, sagt die Autorin.

«... der träumende scheint ein *wechselbalg*, verschiedenen mächten, ebenen, wirklichkeiten gleichermaßen zugehörig, verpflichtet, und erst der tod gibt die gefangenen wieder frei ...»

«... *schlafwandler, traumwandler* – ich denke dabei nicht so sehr an ein personifiziertes *ich* als vielmehr an jene inneren entwicklungen, prozesse, die im schlaf, im traum ihre wirkungsstätte, ihren katalysator finden, in der umwandlung, übertragung von realitäten in eine andere qualität, erscheinungsweise, in ein anderes beziehungs- und zeichengefüge, eine andere gesetzlichkeit; ich habe das bild eines umspannwerkes vor augen ...»

Dieses Bild erklärt vielleicht das bezaubernd Uneitle dieser Texte, das angenehm unspektakuläre, aber ausgesprochen feine Vokabular, die Genauigkeit des Ausdrucks. Um ein Vorstellungsbild der Textform zu geben, könnte ich sie Prosaminiaturen nennen, aber das trifft es nicht wirklich. Denn die einzelnen Texte sind nicht um poetische Formen bemüht, wenngleich ihre Sprache so genau und so gewählt erscheint wie die eines guten Gedichts. Man findet kaum einen schwachen Moment in der Sprache, wo die Worte sich einem naheliegenden Spiel oder Witz hingeben.

Diese Sprache erlaubt sich keine Spirenzchen auf Kosten dessen, was gesagt werden soll. Die Bilder sind unglaublich genau und diszipliniert. Ja, die Verbindlichkeit der Bilder ist verblüffend. Und die Bildführung, der man sich als LeserIn anvertrauen kann. Es sind kurze Prosatexte, jäh einsetzend und auslaufend in Punkten, die signalisieren, daß es immer weitergeht mit diesem Sprechen, weiter und weiter, als wären sie Teil eines fortwährenden Nachdenkens, Nachträumens und in-Erinnerung-Rufens.

«...die auslassungen im text, die leerstellen bilden den eigentlichen *textkörper*, in gestalt des kontextes, der im verborgenem bleibt (dem *körper* des weines entsprechend). In einem traum sehe ich das phänomen verdeutlicht: lange verhielt der mann vor dem aushang eines clubs, einem nur mit wenigen schriftzeichen bedeckten papier, solitären wortgruppengebilden, weiten zwischenräumen - jener mann, angesprochen, äußerte, er bete, er wolle nicht gestört werden, und er starrte unablässig aufs papier, den textkörper im munde ...»

Die Texte von Jayne-Ann Igel sind Traumbewegungen, sie streifen durch Häuser und Straßenzüge, sind Erinnerungen an die Kindheit, die Eltern, an Berlin und Leipzig, zu einer Zeit, da diese Städte noch ein Teil des gesellschaftlichen Lebens in der DDR waren. Es geht um Gedächtnisstätten, um die Erinnerung sinnlicher Wahrnehmungen und die Realität des Vergessens. Die Texte halten eine feine Waage zwischen Traumbildern und Realitätsbezügen, so fein, daß es sich nicht immer sagen läßt, ob es sich um Traumbilder handelt oder erinnerte Wirklichkeit. Alles scheint so geschichtsträchtig – die kleinste Schublade im Hause der Eltern wie das Abreißen einer ganzen Häuserzeile. Doch wenn plötzlich beim Abwasch in der Küche die Füße eines Gehenkten gewaschen werden oder der Gedanke im Raum steht, daß in einer ehemaligen Wohnung des erzählenden Ichs regelmäßig Enthauptungen stattfinden, dann wird man zurückversetzt in die Ordnung des Traums, der Alltag und Schrecken einander so nahe zu bringen vermag.

Das Buch «Traumwache» von Jayne-Ann Igel beschreibt sprachlich gedankliche Wege, Traumpfade, Erinnerungsgänge, Fahrten durch das «Dickicht der Saumseligkeiten». Die Autorin ist eine Sammlerin solcher Wege, denen man als LeserIn mit Spannung und Neugier folgt. Das Verblüffende an diesen Traumtexten ist: sie schaffen Realität.

Dorothea Dieckmann, Neue Zürcher Zeitung, 29. April 2006

Erkundungen im deutschen Sperrgebiet

Lyrische Prosa von Jayne-Ann Igel

Im ersten Bild wird in der Küche des alten Elternhauses ein Meissel in zentimeterdicke Kalk- und Schmutzbeläge getrieben – in der vergeblichen Hoffnung auf eine hellere Schicht, einen «lichtblick». Gegen Ende fällt das wache Auge auf einen «in der topographie der träume bisher unbelichtete[n] fleck», doch die Häuser sind abgerissen, «die ganze zeile ausgelöscht, diese zeile, die vielleicht ein gedicht hergegeben, ausgelöst hätte». Ob begraben unter versteinertem Staub oder zu Staub zertrümmert: Was wir Herkunft, Kindheit, Vergangenheit nennen, sind Orte (nicht Zeiten, denn die Zeit ist «ein unzuverlässiges raummass»), deren hochwirksame Wirklichkeit nicht mehr «in Wirklichkeit» zu haben ist.

Umwege der Erinnerung

Die Dresdner Dichterin Jayne-Ann Igel, 1954 als Bernd Igel in Leipzig geboren, ist seit ihrer doppelten Wandlung im Jahr 1989/90 immer wieder auf den labyrinthischen Umwegen der Erinnerung unterwegs – und damit in den transitorischen Bereichen des Traums und der nicht nachahmenden Fiktion: Brücken zwischen innen und aussen, die den Verlust queren, ohne ihn in ein falsches Dasein heimzuholen. Motive aus dem Gedichtzyklus «Das Geschlecht der Häuser gebar mir fremde Orte» (Fischer 1989) und «Fahrwasser», einer «inneren Biografie in Ansätzen» (Reclam 1991), werden in den jüngsten Prosastücken fortgesetzt: Ortung und Orientierung, Haut und Haus, Geborgenheit und Gefangenschaft, Anpassung und Verweigerung.

Die Erzählung «Unerlaubte Entfernung», die 2004 im Basler Verlag Urs Engeler erschien, umschrieb die Zurichtungen in Schule, Lehre und Armee – jenen Erziehungsinstanzen, die nun in «Traumwache» als «vollstreckungsraum des lebensentzugs» erscheinen. Ihre Kontrollmechanismen macht die Poesie rückgängig. Stets sind die Prozesse dieser befreienden Umkehr in Igels Schreiben gegenwärtig; der Träumende wird zum «wechselbalg» oder zum «wechselwarmen tier», der Traum zum «immateriellen wechsel, ausgestellt auf die wirklichkeit», und die darin statthabende «umwandlung, übertragung» konkretisiert sich im Bild eines «umspannwerkes».

So lesen sich die zwischen drei Zeilen und drei Seiten langen, wie auf- und abtauchende Monologsequenzen von Auslassungspunkten gerahmten Skizzen als fließende Stationen einer Selbsterkundung, die beständig zwischen Bildsprache und Diskurs changiert. Wir sichten das Interieur der DDR, ihre «relikte, repliken, ungeschliffenheiten», die den Horizont von «kleinmut» und «zutrauen» abstecken, und bewegen uns durch staub-, salz- und sandbedeckte Brachlandschaften – in Bussen, die längst nicht mehr fahren, auf Wegen, die den Stadtplan Lügen strafen. Wir erwachen in Traumhäusern, in denen der Alb wohnt, ein von der Decke hängender Leichnam oder ein namenloser Eindringling, und stossen auf die Kutten von Henkern, die dort zu irgendeiner Zeit ihr Werk vollzogen haben. Wir entdecken die Markierungen der Kindheit – Tusche-Namenszüge auf Krankenhauswäsche, Tätowierungen ähnliche Kopierstift-«Stichworte» auf der eigenen Haut, ja die Einstiche der Insulinspritze im «wässrigen» Hautgewebe des Vaters – und erkennen darin die Verwandtschaft zwischen der Haut des Gezeichneten und dem Papier des Aufzeichnenden.

Dabei bleibt wiederum nicht ungesagt, dass «die auslassungen im text, die leerstellen . . . den eigentlichen textkörper [bilden]»; und auch wenn dieses «phänomen» abermals mit einem Traumbild

illustriert wird, wirkt diese Erklärung in einer psychoanalytisch-semiotischen Begrifflichkeit, die auch andernorts mit Abstrakta wie «beziehungs- und zeichengefüge» oder «begehren» verwendet wird, leicht knöchern und sentenziös. Solche unfreiwillig formelhaften Diagnosen nehmen den düsteren, von diffusem Licht und dumpfen Gerüchen durchdrungenen szenischen Eindrücken ihre beunruhigende Energie.

Erlesene Archaismen

Dem entspricht auf der anderen Seite Igels Verzicht auf jede aparte Poetisierung, jede überflüssige metaphorische oder wortspielerische Ornamentik, und diese Sparsamkeit lässt die bildhaften Entdeckungen umso stärker hervortreten – das stillgelegte Wartehäuschen am Rand endloser Agrarflächen etwa oder das «traumjobangebot» eines nächtlichen Postverteilers, das unversehens zur Beschreibung des eigenen, originären Tuns wird: ohne Auftrag und Empfänger Sendungen, Träume und Reflexionen zu verteilen. Mit tastenden Umschreibungen und variierenden Aufzählungen nähert sich Igels vorsichtige Sprache einer schon immer verlorenen Heimat.

Insofern haben wir es in diesen jedem Spiel abholden, zäh forschenden, strikt enthaltsamen Sehnsuchtstexten mit einer eminent deutschen, ernsten Poesie zu tun, in der die Märchen von Auszug, Wanderung und Rückkehr ihre (un)heimlichen Blüten treiben: «. . . wo sind sie, all die traumhäuser, wachräume, so sie nicht schon abgerissen sind? Was wir durchstreifen, sind gedächtnisstätten, und wir sind waisen geworden, rastlos im bemühen, uns an-, zugehörig zu machen.»

Romantische Nachtwandlerin

Einblicke in eine pulverisierte Welt: Jayne-Ann Igels lyrische Prosa «Traumwache»

Der literarische Urstoff dieser Dichterin ist der Traum, eine Materie, die keine Begrenzungen kennt, eine Materie auch, mit der die Poeten seit Novalis' *Hymnen an die Nacht* an «den Schlaf der Welt rühren» wollen. Die Topographien, durch die sich das träumende Subjekt dieser lyrischen Prosa bewegt, sind instabil, fluid, haben keine festen Konturen, erscheinen als offenes, mäanderndes Gewebe.

Zu der Spezies der romantischen Nachtwandler gehörte 1989 auch ein gewisser Bernd Igel aus Leipzig, der in der Collection S. Fischer unter dem rätselvoll-schönen Titel *Das Geschlecht der Häuser gebar mir fremde Orte* seinen ersten Gedichtband vorlegte. Die Bewegungsrichtung der Gedichte verlief seltsam zirkulär: Der verästelte Weg dieser traumschweren Texte führte durch düstere Häuser, Wohnstätten, Kellerverliese - und nicht wenige Leser fühlten sich an die tellurischen Expeditionen Wolfgang Hilbigs erinnert. Wie eng die nächtlichen Gänge und Fahrten durch Erinnerungs- und Traum-Häuser mit Motiven des Körpers verknüpft sind, erhellte dann auch 1991 der Folgeband *fahrwasser*, der den schwierigen Weg einer geschlechtlichen Verwandlung von Bernd zu Jayne-Ann Igel nachzeichnete.

Dann hörte man eine Weile nichts mehr von der Dichterin Jayne-Ann Igel. Sechzehn Jahre nach dem Lyrik-Debüt sind nun in rascher Folge zwei poetische Prosabücher erschienen, die auf berührende Weise an die nächtlichen Illuminations-Phantasien der frühen Gedichte anknüpfen. Sowohl in der Erzählung *Unerlaubte Entfernung* (2004) als auch in den wunderbaren Vexierbildern des neuen Bandes *Traumwache* geht es um die Entfaltung einer inneren Topographie, um die Kartographierung von Traumbewegungen und um das «gären von bildern in allen teilen des körpers».

In den Verschachtelungen des Ich

In *Unerlaubte Entfernung* will ein traumverlorener junger Mann, der von seiner Mitwelt als ewiger Spätling und «sozial retardierter» Zurückgebliebener behandelt wird, endlich einen Zugang finden zum gesellschaftlichen Leben der späten DDR. Immer stärker gerät der junge Mann, der hier «b.» genannt wird, in eine anthropofugale Drift, in eine immer größer werdende Entfernung gegenüber allen Regelsystemen dieser Gesellschaft, bis er sich schließlich eingestehen muss, dass er «sich aus der Mitwisserschaft bzw. -haft der Menschen zu lösen» beginnt. Am Ende steht die «unerlaubte Entfernung» von der Truppe, die misslingende Desertion.

Bereits vor der Arbeit an dieser Erzählung hatte Jayne-Ann Igel mit den ersten Notizen zu den phantasmagorischen Protokollen des Bandes *Traumwache* begonnen. Hier ist das somnambule Ich, das zwischen wechselnden Identitäten changiert, unterwegs als «wiedergänger zwischen ortrand und ruhland», eine Nachtwandlerin, die in den «Verschachtelungen des Ich» nach Offenbarungen sucht: «...– wo sind sie, all die traumhäuser, wachräume, so sie nicht schon abgerissen sind?» Als «verteiler von träumen und reflektionen» durchquert das Ich die düsteren Quartiere, Straßen und Wege in Leipzig, in Kleinstädten der Oberlausitz und im «chemiedreieck» zwischen Bitterfeld, Leuna und Halle. Es sind verschiedene Ich-Instanzen und Zeit-Schichten, die hier ineinander fließen, ein personifizierbares, autobiographisches Subjekt wird bewusst aufgelöst.

Die *Traumwache* gewährt so nicht nur verstörende Einblicke in die Kellerverliese der Kindheit,

sondern auch in eine pulverisierte Welt, deren «irdener Rücken zu Staub zerrieben ist». In der offenen, mäandernden Struktur der *Traumwache* wird uns buchstäblich der Boden unter den Füßen weggezogen. Jayne-Ann Igel zeigt eindrucksvoll, dass ein modernes poetisches Bewusstsein keinesfalls einem «relevanten Realismus» gehorchen muss, um unser Bewusstsein herauszufordern.

Eine hellwache Traumwandlerin genügt. Wenn dereinst die Forderung Walter Benjamins aus seinem Surrealismus-Aufsatz eingelöst und die Geschichte des Traums geschrieben wird, wird man sich auch der lyrischen Prosa Jayne-Ann Igels erinnern müssen.

Jayne-Ann Igel: „Traumwache“

Zitatorin:

Es ist der raum des traumes, in dem ich unterwegs bin, gehoben auf einen weg in der finsternis des mutterwaldes, freigesprochen vom begehren, den einbildungen des elternhauses, es ist der wald- und wiesenweg, ein weg, dessen irdener rücken zu staub zerrieben ist, der einzige weg, den ich noch zu sehen vermag, jener ruhelose weg, von *ortrand* nach *ruhland* führend, verbunden mit meinem geschick, ortlos hier, ziellos dort zu sein, die zeit überbrückend, die zeit – ein unzuverlässiges raummaß ...

Dieckmann:

Wenn man auf älteren Landkarten nach den Orten mit den poetischen Namen „Ortrand“ und „Ruhland“ sucht, findet man in jener Gegend zwischen Dresden und Finsterwalde ein großes, mit dem Stichwort „Sperrgebiet“ markiertes Areal. Kaum ein Begriff bezeichnet so treffend den literarischen Aufenthaltsraum der in Dresden lebenden Dichterin Jayne-Ann Igel, die hier träumend in der „Finsternis des Mutterwaldes“ unterwegs ist. In ihren Gedichten und Prosatexten ist sie immer wieder auf der Suche nach jenem Ausgangspunkt, der uns Halt und Orientierung in der Welt verspricht, ohne je ganz in der Wirklichkeit greifbar zu sein: Herkunft, Kindheit, Vergangenheit. Dieser Zeit-Raum ist umso unzugänglicher, als er zugleich die Zurichtungen der Erziehung enthält, die uns lebenslang beeinflussen und behindern. Für Jayne-Ann Igel ist diese Region doppelt verstellt: Sie wurde 1954 als Mann geboren und lebte und schrieb bis zum Mauerfall als Bernd Igel. Seine Jugend zwischen Anpassung und Auflehnung in Schule, Lehre und Armee beschrieb die vor zwei Jahren erschienene Erzählung „Unerlaubte Entfernung.“ Auch das neue Buch „Traumwache“ streift in einer der kurzen Prosaskizzen, die einander wie Monologsequenzen ablösen, jene einengenden Zwangsmechanismen:

Zitatorin:

Auffallen hieß: zum *opfer fallen* (...); ich glaube, prüderie in der erziehung und kontrollzwang führen unmittelbar in die haftung der scham, der peinlichkeit, den vollstreckungsraum des lebensentzugs, der lebenslüge hinein. in die furcht vor dem *bösen* im eigenen körper – man beichtet das im geist gesehene, den traum, der gedanke erscheint als sünde, er wird aus seiner nicht-tatsächlichen sphäre, der sphäre des fiktiven herausgerissen und in diesem prozeß erst dinghaft, gegenständlich, gefährlich...

Dieckmann:

Genau diesen Prozeß der Verdinglichung macht Igels poetische Prosa rückgängig, indem sie die Domänen der Phantasie, Traum und Erfindung, in die Wahrnehmung zurückholt. „Zurückführungen“ heißt denn auch der erste Teil der locker ineinandergefügten, zwischen drei Zeilen und drei Seiten langen Texte, und er beginnt mit den Reinigungsarbeiten in der Küche der toten Eltern, bei denen buchstäblich mit dem Meißel unter Kalk- und Schmutzablagerungen nach hellen und erhellenden Schichten gesucht wird. Das Haus der Kindheit ist voll heimlich-unheimlicher Erinnerungen, die bisweilen in visionären Bedrohungen aufscheinen, einem Leichnam, einem namenlosen Eindringling. Der zweite Teil, „Die Ordnung der Dinge“, nähert sich den von früh an eingeübten Grenzüberschreitungen zwischen Traum- und Wachwelt; der Träumende wird zum „wechselbalg“ oder zum „wechselwarmen tier“, der Traum zum „immateriellen *wechsel*, ausgestellt auf die wirklichkeit“, und die darin statthabende Umwandlung konkretisiert sich im Bild eines „umspannwerkes.“ Im dritten Teil, „Andernorts“, durchstreift das erzählende Ich die verschütteten Stationen seiner Biographie auf labyrinthischen Umwegen. Staub, Sand und Salz liegt auch über Städten und Landschaften der

ehemaligen DDR, den großen Agrarflächen in der Leipziger Tieflandsbucht oder dem brachliegenden Chemiedreieck, und auch hier draußen durchdringen sich innere und äußere Wirklichkeiten:

Zitatorin:

... und ich erinnerte mich anderer traumbewegungen, während derer ich mit dem bus in dieser landschaft unterwegs gewesen, hin zu irgendeinem ziel, das außerhalb de gesichtskreises lag, oder gestrandet in einem wartehäuschen an der strecke, auf weiter flur, im halbdunkel drinnen der kaum entzifferbare fahrplan, zerkratzt, übermalt – die gewißheit, daß keiner der überlandbusse hier halten würde, es sei denn, man wäre rasch genug *aus dem häuschen*, so man ihn kommen hörte, doch selbst dann liefe man gefahr, daß er passierte, ohne halt, weil ein halt an dieser stelle vielleicht gar nicht vorgesehen, was man der gestrichelten linie im plan hätte entnehmen können, oder einem der kryptisch erscheinenden symbole am rande, wenn die *legende* nicht unleserlich gemacht worden wäre ...

Dieckmann:

Jayne-Ann Igels Erkundungen im Sperrgebiet der Erinnerungen verschränken, düster und helllichtig zugleich, Ansichten und Atmosphären einer verlorenen Heimat mit einer Reflexion der poetischen Suche nach dieser Heimat selbst. Am eindrucklichsten wird diese Arbeitsweise in der Phantasie vom „Traumjob“ eines nächtlichen Postverteilers illustriert, der ohne Auftrag und Empfänger Sendungen mit Träumen und Reflexionen sortiert. Eben diese Mischung von Traum und Reflexion, Poesie und Diskurs kennzeichnet die vorsichtig tastenden, ausschnitthaften Texte. Dabei stören die quasi-theoretischen Kommentare bisweilen den traumwandlerischen Gang wie ausgetretene Spuren, die das Niemandsland allzu sichtbar markieren. Denn die transparenten Bilder und die präzise, sparsame Sprache führen den Leser auch ohne Geländer sicher durch das unwegsame Terrain einer Vergangenheit, die hinter uns liegt, ohne jemals abgeschlossen zu sein – wie eine dringende, aber unbeantwortbare Frage:

Zitatorin:

... wo sind sie, all die traumhäuser, wachräume, so sie nicht schon abgerissen sind? was wir durchstreifen sind gedächtnisstätten, und wir sind waisen geworden, rastlos im bemühen, uns an-, zugehörig zu machen.

Michael Braun, Freitag 3, 19. Januar 2007

In allen Teilen des Körpers

Verluste: Die Traumbewegungen der Dichterin Jayne-Ann Igel in «Unerlaubte Entfernung» und «Traumwache»

Es war eins jener stillen, ganz introvertierten Bücher, die in den Turbulenzen des Wendejahres 1989 untergingen. Als damals in der Reihe «Collection Fischer» ein Gedichtband mit dem rätselvollen Titel *Das Geschlecht der Häuser gebar mir fremde Orte* erschien, wurde er vom grellen Pathos der politischen Schlagzeilen sofort übertönt. Autor des Bandes war ein gewisser Bernd Igel aus Leipzig, Jahrgang 1954, den nur wenige Leser aus der Programmschrift *Sprache & Antwort* kannten, in der einige sprachverrückte Dichter der «Prenzlauer-Berg-Connection» den großen poetischen Gegenentwurf zu den literarischen Sprachregelungen des SED-Staates vorlegten.

In der Nachbarschaft der anti-grammatischen Revolteure um Bert Papenfuß-Gorek oder Stefan Döring wirkte Igels Gedichtbuch wie ein Fremdkörper. Denn hier präsentierte sich kein neoexperimenteller Prenzelberger Dichter, sondern ein enthusiastischer Nachfahre des Romantikers Friedrich von Hardenberg und seiner «Hymnen an die Nacht». Der Traum, die nächtliche Phantasmagorie und die daraus geflochtenen Nachtgewächse aus Wunsch- und Schreckens-Bildern bildeten den Urstoff dieser Poesie. Die Bewegungsrichtung der Gedichte verlief seltsam ziellos und zirkulär: Der verästelte Weg dieser traumschweren Texte führte durch düstere Häuser, Wohnstätten, Kellerverliese – und nicht wenige Leser fühlten sich an die tellurischen Expeditionen und Unterwelt-Erkundungen Wolfgang Hilbigs erinnert. Wie eng die nächtlichen Gänge und Fahrten durch Erinnerungs- und Traum-Häuser mit Motiven des Körpers verknüpft sind, erhellte dann auch 1991 der Folgeband *fahrwasser*, der den schwierigen Weg einer geschlechtlichen Verwandlung von Bernd zu Jayne-Ann Igel nachzeichnete.

Dann hörte man eine Weile nichts mehr von der Dichterin Jayne-Ann Igel, die ihre Energien lange Jahre auf Forschungsarbeit im Dresdner Frauen Stadt-Archiv konzentrierte. Sechzehn Jahre nach dem Lyrik-Debüt sind nun in rascher Folge zwei poetische Prosabücher von Jayne-Ann Igel erschienen, die auf großartige Weise an die nächtlichen Illuminations-Phantasien der frühen Gedichte anknüpfen. Sowohl in der Erzählung *Unerlaubte Entfernung* (2004) als auch in den wunderbaren Vexierbildern des neuen Bandes *Traumwache* geht es um die Entfaltung einer inneren Topographie, um die Kartographierung von Traumbewegungen und um das «gären von bildern in allen teilen des körpers».

In *Unerlaubte Entfernung* will ein traumverlorener junger Mann, der von seiner Mitwelt als ewiger Spätling und «sozial retardierter» Zurückgebliebener behandelt wird, endlich einen Zugang finden zum gesellschaftlichen Leben der späten DDR, will sich integrieren in jene regulierten Kollektive, die in dieser Gesellschaft das Leben prägen. Immer stärker gerät der junge Mann, der hier «b.» genannt wird, in eine anthropofugale Drift, in eine immer größer werdende Entfernung gegenüber allen Regelsystemen dieser Gesellschaft, bis er sich schließlich eingestehen muss, dass er auf dem Wege ist, «sich aus der Mitwisserschaft beziehungsweise -haft der Menschen zu lösen».

Wie in den Gedichten des Erstlings vollführt das Ich zirkuläre Bewegungen und richtungslose Wanderungen auf seinen Erkundungsgängen durch Leipzig oder durch Orte der Oberlausitz. *Unerlaubte Entfernung* lässt sich als negativer Bildungsroman lesen, als die Geschichte eines jungen Mannes, dessen Wunsch nach Erwachsenwerden kollidiert mit den Verfahren der Vergesellschaftung, die von der politischen Ordnung verlangt werden. So führt der Weg des einsamen Ich in die «Abwesenheit», in die absolute Unzugehörigkeit und Vereinzelung, so dass nur noch ein «Ankommen

in der Fremde» möglich ist. Am Ende steht die «unerlaubte Entfernung» von der Truppe, eine kurze Flucht in «die urwälder von bialystok», der mit den üblichen Disziplinierungsmethoden beendet wird.

Bereits vor der Arbeit an dieser Erzählung hatte Jayne-Ann Igel mit den ersten Notizen zu den phantasmagorischen Protokollen des Bandes *Traumwache* begonnen. Hier ist das somnambule Ich, das zwischen wechselnden Identitäten changiert, unterwegs als «wiedergänger zwischen ortrand und ruhland», eine Träumerin mit profanen Erleuchtungen in den verlassenen Häusern und abgetragenen Gebäuden der Kindheit, eine Nachtwandlerin, die in den «Verschachtelungen des Ich» nach Offenbarungen sucht: « ... - wo sind sie, all die traumhäuser, wachräume, so sie nicht schon abgerissen sind? Was wir durchstreifen sind gedächtnisstätten, und wir sind waisen geworden, rastlos im bemühen, uns an-, zugehörig zu machen; wir tragen ein verkapseltes geschwür in uns, das aufzubrechen droht... » Als «verteiler von träumen und reflektionen» durchquert das Ich die düsteren Quartiere, Straßen und Wege in Leipzig, in Kleinstädten der Oberlausitz und im «chemiedreieck» zwischen Bitterfeld, Leuna und Halle.

Es sind verschiedene Ich-Instanzen und Zeit-Schichten, die hier ineinander fließen, ein personifizierbares, autobiographisches Subjekt wird bewusst aufgelöst in der poetisch-fließenden Textbewegung. Dabei gelingen Jayne-Ann Igel intensive und düstere Bilder einer planetarischen Verheerung in Industriebrachen und Abraumhalden, in denen der alles zermahlende Sand seine Formationen von Staub über die Landschaften des Ostens legt. So gewährt die «Traumwache» nicht nur verstörende Einblicke in die Kellerverließe der Kindheit, sondern auch auf eine pulverisierte Welt, deren «irdener Rücken zu Staub zerrieben ist». Hier werden Verluste bilanziert, die über die individuelle Biografie der Träumerin und Erzählerin weit hinausreichen. In der offenen, mäandernden Struktur der *Traumwache* wird uns buchstäblich der Boden unter den Füßen weggezogen. Jayne-Ann Igel zeigt eindrucksvoll, dass sich modernes Erzählen keinesfalls vor dem vielfach geforderten Tribunal eines «relevanten Realismus» verantworten muss, um unsere Wirklichkeit zu erreichen. Eine hellwache Träumerin genügt.

**Dr. Manfred Jahrmarkt-Ehrengabe an Jayne-Ann Igel
am 8. November 2007 in Frankfurt am Main**

Natürlich hat Literatur etwas mit Träumen zu tun. Kafka, zum Beispiel, hielt manche Träume, die er geträumt hatte, in seinen Tagebüchern fest. Aus den meisten aber hatte er Literatur gemacht. Wobei er vielleicht keinen Satz, und sei es nur ein flüchtiger über eine Traumsequenz, schreiben konnte, der nicht Literatur war. Wer will sich anmaßen, zu bestimmen, was bei Kafka Traum, Alptraum oder Wirklichkeit war. Ein anderer Dichter, Georg Trakl, hat vielen seiner Träume Titel gegeben, beispielsweise «Traum des Bösen», «Sebastian im Traum», oder «Traum und Umnachtung». «Am Abend ward zum Greis der Vater; in dunklen Zimmern versteinerte das Antlitz der Mutter und auf dem Knaben lastete der Fluch des entarteten Geschlechts. Manchmal erinnerte er sich seiner Kindheit, erfüllt von Krankheit, Schrecken und Finsternis, verschwiegener Spiele im Sternengarten, oder daß er die Ratten fütterte im dämmernden Hof. Aus blauem Spiegel trat die schmale Gestalt der Schwester und er stürzte wie tot ins Dunkel. Nachts brach sein Mund gleich einer roten Frucht auf und die Sterne erglänzten über seiner sprachlosen Trauer. Seine Träume erfüllten das alte Haus der Väter.» So beginnt Trakls lyrisches Prosastück «Traum und Umnachtung». Die Liebe zwischen Geschwistern war und ist ein Tabubruch; und der Pharmazeut Trakl hätte sich vielleicht selbst in seinem ureigensten Traumland nicht frei bewegen können, wären nicht die Halluzinogene gewesen, die ihn lösten und sehend machten. Wie oft hat Kafka von seinem Vater geträumt? «Ein Traum: Zwei Gruppen von Männern kämpften miteinander. Die Gruppe, zu der ich gehörte, hatte einen Gegner, einen riesigen nackten Mann, gefangen. Fünf von uns hielten ihn, einer beim Kopf, je zwei bei den Armen und Beinen. Leider hatten wir kein Messer, ihn zu erstechen, wir fragten in der Runde eilig, ob ein Messer da sei, keiner hatte eines. Da aber aus irgendeinem Grunde keine Zeit zu verlieren war und in der Nähe ein Ofen stand, dessen ungewöhnlich große gusseiserne Ofentüre rotglühend war, schleppten wir den Mann hin, näherten einen Fuß des Mannes der Ofentüre, bis er zu rauchen begann, zogen ihn dann wieder zurück und ließen ihn ausdampfen, um ihn bald neuerlich zu nähern. So trieben wir es gleichförmig, bis ich nicht nur im Angstschweiß, sondern wirklich zähneklappernd aufwachte.» (*Kafka, Tagebücher 1916*)

Doch nicht von Kafka oder von Trakl soll hier die Rede sein, sondern von einer Schriftstellerin, die die Deutsche Schillerstiftung von 1859 mit der Dr. Jahrmarkt-Ehrengabe auszeichnet, von Jayne-Ann Igel. «Traumwache» heißt ihr letztes, 2006 erschienenes Buch, in dem von Träumen die Rede ist, die so real oder unreal sind, wie die Orte der ehemaligen DDR, in denen Jayne-Ann Igel aufgewachsen ist, wie die Häuser, Straßen und Landschaften, die zu suchen sie sich auf den Erinnerungsweg gemacht hatte.

«...die Auslassungen im Text, die Leerstellen bilden den eigentlichen Textkörper...» heißt es an einer Stelle in der «Traumwache», und diese Stelle hat mich zu Georg Trakl geführt oder zu Rainer Maria Rilke, der über Trakls Gedicht «Helian» schrieb: «...ganz ergreifend ward es mir durch seine inneren Abstände, es ist gleichsam auf seine Pausen aufgebaut, ein paar Einfriedungen um das grenzenlos Wortlose: so stehen die Zeilen da. Wie Zäune in einem flachen Land, über die hin das Eingezäunte fortwährend zu einer unbesitzbaren großen Ebene zusammenschlägt.»

Es ist die Verdichtung, die Raum schafft, es sind die Auslassungen, oder, wie Rilke sagt, die «Pausen», die im Leser eigene Welten entstehen lassen, auch wenn sie sozusagen «unbesitzbar» sind. Als ich die Bücher von Jayne-Ann Igel, insbesondere die letzten zwei, «Traumwache» und die Erzählung «Unerlaubte Entfernung» jetzt, vor

kurzem, wiedergelesen habe, war ich erstaunt, wie groß die Ebene war, was ich zwischen den «Einzäunungen» gesehen und gelesen, ja, mit wie vielen Bildern ich die «Leerstellen» bei der Lektüre ausgefüllt hatte.

In beiden Büchern erkundet Jayne-Ann Igel die Orte der Kindheit, und sie folgt den Stationen des Erwachsenwerdens in einem Land, das Unterordnung, Konformität und Glauben forderte, wenngleich, wie es in «Unerlaubte Entfernung» heißt, man den Glauben «nun Überzeugung nannte oder *Glauben an die richtige Sache*... (Dieser Glaube, den mir die Eltern eingeflößt, die sich doch selbst jeglichen Glaubens abhold wähnten – dieser Glaube, einer Sehbehinderung gleich: hatte ich mir nicht auch deshalb im vorletzten Schuljahr eine Brille verschreiben lassen, um ihnen *gleicher* zu sein, ihnen, oder eher meinen Klassenkameraden, die allesamt Brillenträger waren? Hatte ich ihn nicht genossen, den verschwommenen, verklärten Blick, einen Nachmittag, einen Abend lang, den mir die Augentropfen, die ich in der Betriebspoliklinik vor der Untersuchung verabreicht bekommen, bescherten? Diese ungewöhnliche Sicht auf die Wirklichkeit?»

Jayne-Ann Igel wurde 1954 in Leipzig geboren. Kindheit und Jugend verbrachte sie – und hier muß es heißen: er, denn bis 1989 hieß sie Bernd Igel – in einer Siedlung am Rande der Stadt. «Wir lebten», so Jayne-Ann Igel in einem Gespräch mit Heinz Czechowski 1990, «neben einem Gefängnis. Das war und ist ein Haftkrankenhaus, hinter Dösen liegt das...»

Der Vater war Polizist, und ausschließlich Polizistenfamilien wohnten in den Blocks der Siedlung; für die Kinder, die dort aufwuchsen, gehörten Gefängnis und Häftlinge zur selbstverständlichen Umgebung. Keiner stellte Fragen. «...weiße Flecken, das Weiße im Auge, blutunterlaufene – wann habe ich Vater je einmal in die Augen geschaut? Ein Blick in sein Auge, so glaubte ich, müsste mich erstarren lassen – der Kaninchenblick, er schien der einzig mögliche.»

«Irgendwann bin ich zum Schreiben gekommen», sagte Jayne-Ann Igel in dem Gespräch, das anlässlich der Vergabe des Peter-Huchel-Preises an Ernst Jandl und Jayne-Ann Igel geführt wurde. «Da war ich aber einerseits noch vollkommen in meiner Erziehung befangen, in dieser staatstreuen Erziehung, und fing andererseits an zu schreiben, mehr wie im Rausch, aber es wurde zunehmend eine Erkundung.»

Bernd Igel arbeitete sechs Jahre in der Deutschen Bibliothek in Leipzig, studierte von 1978 bis 1982 Theologie, brach das Studium aber ab, weil das Schreiben sich zur «lebensbestimmenden Arbeit entwickelte». Die ersten Gedichte erschienen in Privatdrucken oder in Zeitschriften und Anthologien, wie zum Beispiel in «Luchterhands Jahrbuch der Lyrik».

1989 veröffentlichte Bernd Igel in der DDR und in der BRD jeweils einen Gedichtband, teils identisch; im Verlag Neues Leben als 259. Band in der Reihe «Poesiealbum», in der Collection S.Fischer unter dem Titel «Das Geschlecht der Häuser gebar mir fremde Orte».

Im Aufbruchs-, Wende- und Endejahr 1989 begann für den 35-jährigen Bernd Igel, radikaler wohl als für die meisten, ein neues, anderes Leben: er nahm auch äußerlich die Identität an, die immer in ihm gewesen war, die einer Frau. Jayne-Ann Igel veröffentlichte 1991 ein Tagebuch, in dem dieser befreiende Prozeß, mit allen Unsicherheiten, Euphorien und Ängsten, beschrieben ist. Wolfgang Hilbig hat diesem Buch, das unter dem Titel «Fahrwasser. Eine innere Biographie in Ansätzen» bei Reclam Leipzig, erschien, ein Vorwort beigegeben, in dem er auch von der ersten

Begegnung mit Jayne-Ann, bzw. Bernd Igel in Leipzig erzählt.

«Ich traf den Dichter, den sie vorstellte, in den Behausungen seiner Freunde, in den Enklaven jener «Szene», die sich in den siebziger Jahren, auf dem Höhepunkt der SED-Diktatur, vielerorts auf dem DDR-Territorium dieses Landes gebildet hatte, zu hoffnungslos, um zu ahnen, daß mit ihrer Entstehung die Zeit jener herrschenden Kaste von Spießern, die sich annaßte, die Marx-Engelssche Diktatur des Proletariats zu verwirklichen, eigentlich schon vorbei war... Ich war nicht scharf darauf, etwas von ihm zu lesen, obwohl ich dies wahrscheinlich vorspiegelte; mir schien, es war in dieser Szene an der Tagesordnung, mit Texten überschüttet zu werden, denen Publikationsmöglichkeiten verweigert wurden, was man zu bedauern und als katastrophales Unrecht anzusehen hatte... während man, insgeheim, womöglich selber nicht an die öffentliche Qualität dieser Texte glaubte und sie vielleicht nicht gedruckt hätte, wenn man dazu imstande gewesen wäre.»

Wolfgang Hilbig revidiert diesen Eindruck, als er Igels ersten Gedichtband liest, er schreibt weiter:

«Dieses Buch, das in den Wirren der ostdeutschen Wende nahezu übersehen wurde, hätte womöglich...hätte bestimmt, ich will es behaupten, man kann mich nicht widerlegen, den Namen Bernd Igel als den eines außerordentlichen, eines unvergleichlichen Dichters so bekannt gemacht, wie dies auf deutschem Territorium möglich ist.»

Den Dichter Bernd Igel gibt es nicht mehr, es gibt die ebenso außerordentliche, unvergleichliche Dichterin Jayne-Ann Igel, die in ihrem Tagebuch «Fahrwasser» nicht nur von dem Glück des Mit-Sich-Identisch-Seins geschrieben hat, sondern auch immer wieder von den Ängsten, ob und wie sich die Veränderungen auf das Schreiben auswirken werden.

«11.11.1989: Ich glaube, all das, was bisher bei mir an Texten entstand, ist dem Umstand geschuldet, daß Jayne-Ann stillhielt, sich immer wieder zurücknahm; jetzt, da sie ihr Versteck verlässt, nicht länger schweigen will, muß ich mit dem Schreiben von vorn beginnen, obgleich die Erfahrungen fortwähren und ebenso deren Gültigkeit...in der Überwindung der eigenen Barrieren zum Sprechen, wieder- und widersprechen, teile ich das Schicksal vieler Menschen, und doch war in meinen bisherigen Texten von mal zu mal auch das Weibliche in mir zu Wort gekommen, Empfindung, Sicht, und die Erkundung war eine Aufrichtige, das Sagenhafte ist nur: Ein Lebensbereich blieb davon immer ausgespart, unausgesprochen; so sich meine Sprache auch wandeln wird, innerlich, wesentlich, in ihrer Qualität, so doch nicht zu einer Unerkennbarkeit hin, sie bezieht ihr Leben ja aus derselben Identität, die ich angenommen habe, die schon lange in mir währt, Grund ist...»

Träume sind auch in diesem Buch Wegweiser in das Innerste, gleichzeitig werden Zweifel angemeldet, ob die Signale des Traums anderen vermittelbar sind: «Will man seine Träume anderen lesbar machen, so unter der Aufgabe ihres Charakters als Traum, weil er als solcher nicht übertragbar ist, und: mir ist, als bäte ich den Besucher/Leser in einen intimen Raum, aus dem ich vorher alle zu intimen oder Intimitäten verratenden Dinge entfernt oder in anderer Weise vor den Blicken des Besuchers verborgen habe...» – so eine Eintragung vom 5.4.1990.

Jayne-Ann Igel veröffentlichte ein Jahrzehnt lang keine literarischen Texte, andere Arbeiten standen im Vordergrund, zum Beispiel die Forschungsarbeit im Dresdner Frauen Stadt-Archiv. Zusammen mit Una Giesecke gab sie den Band «Von Maria bis Mary. Frauengeschichten aus der Dresdner Neustadt» heraus. Als müsse sie sich ihrer selbst als Dichterin vergewissern, gibt sie der Sammlung mit «Gedichten und Resonanzen», die 2001 im Verlag «Un art ig» erscheint, den Titel «Wiederbelebungsversuche». Der Band versammelt lyrische Prosa aus den achtziger und neunziger Jahren. Mit «Unerlaubte Entfernung» und «Traumwache» findet sie den unverwechselbaren Ton, der mit seiner genauen und hoch- poetischen Sprache Bilder evoziert, die traumhaft, aber doch ganz konkret sind. «*Die Öfen, diese weiße Kälte*, denke ich, als ich vom Anzünden der Öfen in den verschiedenen Zimmern lese: das Kratzen der Schaufel auf dem Rost, die rostige schwarze Eisenschaufel, die weiße Asche, die kahlen, frostig wirkenden Wände mit den nur schwach gemusterten Rolltapeten, der Schweldunst der aus dem Küchenherd herbeigeholten Glut, einer Glut, schon verblassend, die aufzüngelnden Flammen verloren ihren Grund, schienen zu schweben; ich haßte die Kälte des Morgens, das kratzende Geräusch der Schaufel, die Aschenhalde – ich schaute fasziniert in das Innere der Brennhöhlen, durch die Aussparungen der Innentür; das stumpfe stimmlose Aneinanderreiben der Briketts, gebrannten Ziegeln gleich, das Kollern der Eierkohlen auf der Schaufel...»

«...Schlafwandler, Traumwandler» –

Literatur braucht sich vor der Traumdeutung nicht zu fürchten. Es sind andere Räume, die sich erschließen, die weiten Räume der Dichtung, die wir betreten, wenn die Worte und Bilder uns dazu verführen oder auch dazu zwingen. Natürlich muß man sich nicht zwingen lassen. Man muß nicht Trakl und nicht Kafka lesen, auch nicht Jayne-Ann Igel. Nur erfährt man dann weniger von der Welt, und über sich selbst.